

# Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?

Leta Semadeni Lavin (CH)



Bild: Susann Allgaier

**M**it dieser Frage fängt ein Gedicht von Joseph von Eichendorff an, vermutlich aus dem Jahr 1810.

Sehr viel später und ohne etwas von der Existenz des grossen Dichters zu wissen, stand ein Kind am Fenster seines Zimmers und drückte die Nase platt an der mit Eiskristallen verzierten Glasscheibe: staunend und mit der gleichen Frage im Kopf. Direkt gegenüber nämlich, auf der anderen Seite des Inns kletterte der Wald am steilen Berg hinauf und breitete seinen schweren, borstigen, schwarz-weiss gesprenkelten Wintermantel aus Rottannen und Lärchen über die Hänge aus.

Obwohl es noch nie in jenem Wald gewesen war, kannte das Kind ihn aus den Erzählungen des Grossvaters, und es machte sich ein Bild von ihm und von seinen Bewohnern. Einer davon musste der wilde Mann sein, der einmal im Jahr zu Besuch kam, ein schön gekleideter alter Herr. Er setzte sich mit der Mutter und dem Kind ins Wohnzimmer, und sie suchten im Katalog, auf dessen Titelseite in grossen Buchstaben «Zum wilden Mann» stand, gemeinsam ein Kleid für das Mädchen aus.

Diesmal entschied man sich für ein Hängergchen mit Smoke- und Blümchen-Stickerei aus pistache-grüner Seide. Das würde die Augen des Kindes am besten zur Geltung bringen, meinte der Mann.

Die Mutter kannte ihn schon lange. Sie sagte jeweils: Morgen kommt wieder der wilde Mann.

Das Kind betrachtete ihn aufmerksam. Der Mann war so gekleidet wie die Herren, die ihre Ferien im grossen Hotel verbrachten. Er trug einen dunkelblauen Anzug, ein helles Hemd und eine silbrig-glänzende Krawatte. Er hatte nichts von einem wilden Mann. Vermutlich, so dachte das Kind, war er nur ein Angestellter des wilden Mannes, der seine schön gekleideten Vertreter zu den Leuten schickte, damit sie nicht erschreckten vor seiner Wildheit. Er, der Chef, blieb in seinem grossen Haus im Wald, wo er in einem riesigen Saal, in dem überall riesige Stoffballen herumlagen, einen Haufen Zwerge zur Arbeit und zur Eile antrieb, damit die Kleider rechtzeitig fertig würden. Den Stoff hatten wohl die Wald-Feen aus dem Mondlicht gesponnen.

Der wilde Mann sass auf der Bühne auf seinem Thron und schlug den Takt, indem er mit seiner Hand auf den mächtigen Oberschenkel klopfte, und sein roter Bart, der flechtenartig an seinem Gesicht hing, zitterte bei jedem Schlag. Wenn der Angestellte aus den Dörfern zurückkam und sein Bestellbuch präsentierte, nickte der wilde Mann und lobte ihn.

Nach zwei Monaten, kurz vor Weihnachten kam dann im Dorf das grosse Paket mit dem pistache-grünen Kleid an. Die Mutter schälte es langsam mit

den Fingerspitzen aus dem Seidenpapier, hielt es in die Höhe, strich leicht über den Seidenstoff, der wie ein Schmetterlingsflügel flatterte, schob einen Kleiderbügel sorgsam durch die Halsöffnung in das Kleid und lief mit dem Kind ins Schlafzimmer, wo sie es an die Schranktüre hängte.

Dann standen beide davor, überwältigt von der Schönheit, die der wilde Mann ihnen geschickt hatte, und die Mutter nahm das Gesicht des Kindes in ihre Hände und küsste es.

Aber das Kind war mit seinen Gedanken schon wieder beim wilden Mann. Wunderbar, dachte es, einfach wunderbar, dass der wilde Mann mit seinem furchterregenden roten Bart und seinen riesigen Händen in der Lage war, so schöne, zarte Dinge von seinen Zwergen im Wald machen zu lassen.

Dieses Kind, wenn es nicht aus Unachtsamkeit erstickt worden ist, hockt in jedem und in jeder von uns. Wir lieben den Wald als Hort der Märchen, Fabeln und Mythen, der wilden Männer, der Feen und Zwerge, der Hexen und der wilden Tiere.

Er ist auch ein Ort der Verwandlung, der Wandlung – im konkreten, aber auch im übertragenen Sinne: Aus dem Mondlicht wird Seide, aus der Seide wird Stoff, und den Stoff macht sich der Mensch zunutze.

Wie jeder Ort, der Veränderung, Wandlung verspricht, ist der Wald ein doppelgesichtiger, einerseits verheissungsvoller und verlockender, gleichzeitig aber auch bedrohlicher Ort. Der Lust, den Waldwesen zu begegnen, mischt sich immer auch die Angst bei. Der Wald ist beides: Geborgenheit und Gefahr. Er kann sich bedrohlich anfühlen, aber auch wie ein Zuhause, wie ein Nest, in das man sich einigeln und in dem man für die Welt unauffindbar werden kann. Nicht nur unsichtbar kann man sich machen im Wald, sondern auch unhörbar. An manchen Stellen geht man im Wald wie auf Wolken. Besonders unter den Lärchen ist der Boden betörend und beunruhigend weich. Dort bekommst du eine Ahnung von den Tiefen und Abgründen der Welt. Der Wald ist der geeignete Ort, um über sie nachzudenken, geeignet dazu, um überhaupt nachzudenken.

Wie der Mensch sich je nach Jahreszeit verschieden kleidet, so passt sich auch der Wald den Jahreszeiten an. Die Lärchen verwandeln sich. Ihre Schönheit ist nicht immer und nicht für alle sichtbar. Es scheint so, als würden Kleider nicht nur Leute, sondern auch Bäume machen: Einmal besuchte mich eine grossstädtische Journalistin, legte ihren Wintermantel ab, setzte sich im Wohnzimmer an den Tisch und sagte: Was ist los mit euren Wäldern? So ein trauriger Anblick! Warum sind so viele Bäume krank, woran leiden die Wälder im Engadin?

Bei mir stellten sich augenblicklich die Haare. Sofort hatte ich das dringende Bedürfnis, unsere Wälder, unsere Lärchen vehement zu verteidigen, als hätte das Urteil über sie mich persönlich verletzt.

Es sind Lärchen, sagte ich, und betonte: LÄRCHEN! Lärchen werden im Herbst langsam gelb, dann orangefarben, dann braun, dann grau, und am Ende werfen sie ihre Nadeln ab. Während wir uns im Winter warm einhüllen, verbringen sie die kalte Jahreszeit ganz nackt. Sie sind nicht krank. Es ist ihr Zyklus, ihr Schicksal. Und im Frühling, wenn sie zaghaft wieder ihre jungen Nadeln ins Freie strecken, dann gleichen sie Tänzerinnen. Es sind die Feen unter den Bäumen, zauberhaft, anmutig, und sie duften herrlich und spielen gern mit dem Wind.

Die Frau schaute mich ganz erstaunt an. Ach so, sagte sie, und ich dachte, sie seien krank.

Immer, wenn ich durch den Wald spaziere, setze ich mich irgendwann, irgendwo auf ein Mooskissen. Es erinnert mich an den flaschengrünen Muff der Grossmutter, den niemand mehr benutzt und der trotzdem immer noch auf der Ablage der Garderobe liegt und mit seiner aufdringlichen Farbe beim Kommen und Gehen seinerseits die Streifzüge durch den Wald Revue passieren lässt.

Wunderbare Dinge geschehen im Wald. Geht jemand hinein, kommt er verwandelt wieder heraus. Vielleicht auch nur wegen einer kurzen Begegnung: Ich sitze in Gedanken versunken am Rande einer Lichtung, und plötzlich merke ich instinktiv, dass ich beobachtet werde. Die Augen schweifen über die Lichtung, und da steht, wie in die Erde gepflanzt, ein Reh. Es hat auch gespürt, dass da noch jemand ist, und wir beide erschrecken im selben Augenblick, und dann flieht das Reh in grossen Sätzen davon, als könnte es fliegen. Auch die Begegnung mit einem Reh, das sich dem Wald anvertraut hat, verändert den Menschen. Er kommt sich selber näher und kann vielleicht dadurch gesunden.

Wenn wir glauben dürfen, was die Japaner berichten, ist es nämlich so, dass der Aufenthalt im Wald den Blutdruck senkt, die Anzahl der Killerzellen vergrössert und diese aktiviert. Shirin Yoku nennen sie es, das Waldbaden.

Der Wald, dessen Gedächtnis so viel weiter zurückreicht als dasjenige eines einzelnen Menschen, gibt ihm die Kraft, sich zu verwandeln, sich zu wandeln, so wie es auch Dante in seiner Divina Commedia gelingt. Nachdem er in der Mitte seines Lebens vom richtigen Weg abgekommen ist, findet er sich plötzlich in einem dunklen Wald wieder, der ihn auf seine Menschlichkeit hin prüfen wird:

*Nel mezzo del cammin di nostra vita  
Mi ritrovai per una selva oscura,  
Ché la diritta via era smarrita.  
Ah quanto a dir qual era è cosa dura  
Questa selva selvaggia e aspra e forte,  
Che nel pensier rinnova la paura!  
Tant'è amara che poco è più morte.  
Ma per trattar del ben ch'io vi trovai,  
Dirò de l'altre cose ch'io v'ho scorte.*